

In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ •

Nr. 32.

Posen, den 8. Februar 1929.

3. Jahrg.

Copyright 1928 by L. Staackmann Verlag. — Dr. Präger Pressedienst
Leipzig-Wien.

Zwei Salzenbrod.

Roman von Karl Hans Strobl.

(30. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Sie konnte nicht anders, als zu vermuten, daß die wottesmutter damit anzeigen wolle, sie wisse keinen Ausweg für Rina. Rina durfte wohl nicht erhört und erlöst werden, weil sie so arg in Lügen verstrickt war, aber sie war ja eben darum gekommen, daß sie aus diesem Wirrsal hinausgeführt wurde.

Als der Mesner kam und die Kerzen zu verlöschen begann und sie als die letzte Beterin daran mahnte, die Kirche zu verlassen, weil jetzt geschlossen würde, war Rina nicht im mindesten getrübt. Im Gegenteil, sie wußte jetzt noch weniger als zuvor, wie aus und ein. Traurig trat sie aus dem Tor und ging über den Kirchenplatz. Eine Menge hölzerner Buden umstand das Gotteshaus, in denen tagsüber allerlei Wallfahrtsstand verkauft wurde, Rosenkränze, Glasbildchen der Kirche, Krüglein mit Ansichten des Ortes, Kinderpielzeug aller Art, tausend wertlose Kleinigkeiten, nur geweiht durch den Ort, an dem sie erstanden wurden, um den Daheimgebliebenen mitgebracht zu werden.

Jetzt waren der Platz vor der Kirche und die Gassen zwischen den Buden, wo unter Tag ein so lebhaftes Gedränge war, völlig menschenleer. Die Buden standen mit herabgelassenem Brettervisier schweigsam und mürrisch in der Nacht. Undächtige und Händler waren in die Herbergen zurückgekehrt.

Rina schritt durch eine Gasse hinter der Kirche, ohne sich zu fragen, wohin sie da käme. Nach kurzer Zeit bemerkte sie, daß sie den Ort verlassen hatte und sich im Freien befand. Zur Rechten dehnte sich eine große Wiese hin, auf der allerlei dunkle Gebäude undeutlich im Sternenlicht erkennbar waren. Hier war wohl die Stätte weltlicher Vergnügungen, wie sie sich den Wallfahrern darzubieten pflegen, und Rina erriet nach Gestalt und Umriß der Bretterbuden da das Ringelspiel, dort die Schießbude und hier das Panoptikum.

Hart am Wiesenrand war ein Gestänge aus Latten mit Segelleinen bespannt, und ein Mann war eben beim Schein einer Laterne damit beschäftigt, das lustige Bauwerk in seine Bestandteile zu zerlegen. Während Rina vorüberkam, war es ihr, als ob sie in Haltung und Bewegung des Mannes etwas Bekanntes grüße. Sie blieb stehen, hob den Blick zu dem Brett über dem Eingang, das der nächtliche Arbeiter eben herabzunehmen bemüht war. Sie las: „Professor F. X. Donners Zaubertheater.“

Ach, nun entsann sie sich, daß man ihr erzählt hatte, der alte Zauberer habe eine Kunststrecke angetreten. Im gleichen Augenblick wandte sich der Mann um, als habe ihn jemand angerufen, hob seine Laterne und ließ ihr Licht auf Rina fallen: es war wirklich Donner selbst, der hier seine Bude abbrach.

„Bist du es, Rina?“ fragte er ohne sonderliches Staunen. Wie gut tat das doch, daß man hier in der Fremde ein vertrautes, liebes Gesicht antraf, da ver-

mochte man in aller Seelentruer und Schmerzverlorenheit sogar zu lächeln.

„Ja, nun weiß ich,“ sagte Donner, indem auch er Rina entgegenlächelte, „warum ich nicht schon gestern eingepackt habe. Ich wollte ja schon gestern weiterwandern, aber da war etwas, das mir geraten hat, doch noch einen Tag zuzugeben. Das war wohl, weil ich gewußt habe, daß du auf dem Weg bist.“

Rina fand es gar nicht sonderbar, daß Donner auf einmal du zu ihr sagte, obzwar er es daheim noch nie getan hatte. Das kam daher, weil man hier in der Fremde einander plötzlich um so viel nähergerückt war. „Ich bin eben erst angekommen,“ sagte Rina, und es war ihr jetzt so warm ums Herz, wie schon seit langem nicht mehr.

„Du wirst doch wenigstens für ein Viertelstündchen bei mir eintreten,“ sagte Donner.

Das Eintreten bot keine Schwierigkeiten, die Leinwände waren ja zum Teil schon herabgesunken, so konnte man in das Zaubertheater eingehen, wo es einem beliebte. Die Bänke für die Zuschauer lagen aufeinandergefürt, in den zwei großen Risten war wohl Donners Handwerkszeug verstaut, nur die große Puppe, die zweite Person aus des Zauberers hauchrednerischen Zwischenspielen, lag seelenlos hingefunken, ein schlaffes Häuflein Zeug mit einem breitmäuligen Kopf aus Pappe.

Donner schob sie zur Seite, setzte sich auf den Ristenbedel und wies Rina ihren Platz auf der anderen Riste an. Die Laterne stand zwischen ihnen auf dem Boden und beleuchtete ihre Züge wie ein Licht aus der Unterwelt, in dem anderes sichtbar wird, als bei dem des Tages.

„Ich brauche dich ja nicht zu fragen,“ sagte der Zauberer, „warum du den Weg hierher gemacht hast. Ich kann es mir denken, daß du dir hast Rat holen wollen, und ich wünsche dir nur, daß du nun wieder deine Ruhe gefunden hast.“

Er schien aber doch nicht völlig gewiß zu sein, ob es sich so verhalte, denn Rina konnte deutlich sehen, daß auf seinem Gesicht Besorgnis lag. Aber sie konnte sich nicht helfen, es war ihr unmöglich, ihn durch eine ausweichende Antwort zu beschwichtigen, sie mußte ihm die Wahrheit sagen, wem anders hätte sie die Wahrheit sagen sollen als ihm.

„Nein,“ entgegnete sie beklommen, „ich weiß nicht, warum gerade ich nicht erhört worden bin, aber die Gnadenmutter ist mir stumm geblieben.“

„So so!“ nickte Donner, und die Runzeln seiner Stirn wurden in dem Unterlicht zu dicken, schwarzen Rauhen, „ja vielleicht ist es darum, weil du selbst nicht recht weißt, was du willst. Das muß man wissen, ehe man zu beten beginnt. Man muß sich klar sein, ich möchte entweder das oder jenes, und dann kann man den Himmel fragen: welches von beiden soll ich tun? Wenn du bei einem König zur Audienz kommst, dann mußt du ihm auch deinen Wunsch in knappen Worten sagen können, und bei der Himmelkönigin ist es wohl auch nicht viel anders.“

Gewiß war es so, das sah Rina jetzt ein, man mußte etwas Fertiges mitbringen, die Arbeit, sich in

sich selbst zurecht zu finden, konnte einem der Himmelnicht abnehmen.

„Sieh, Rina,“ fuhr Donner fort, indem er die Puppe aufnahm und wie in Gedanken über die Hand streifte, „es hängt alles davon ab, ob du glaubst, daß dein Mann der richtige Justus ist oder nicht.“

Rina schwieg eine Weile, dann sagte sie so leise, daß es Donner kaum hören konnte: „Nein — er ist es nicht.“

Ein Zischen entwich den Lippen Donners, als dringender, hochgespannter Dampf durch eine Fuge ins Freie. „Ja ja!“ sagte er und sah nach einem kurzen Blick auf Rina die Puppe in seiner Hand aufmerksam an, „er ist es also nicht, so so! Ja, das ist freilich eine recht böse Geschichte. Und seit wann weißt du das, daß der Justus nicht dein richtiger Justus ist? Bist du ihm schon früher dahintergekommen oder hast du das erst in der allerletzten Zeit erfahren?“

Ah, diese Fragen trafen Rina wie mit Widerhaken versehene Pfeile, man konnte sie nicht entfernen, ohne daß ein Stück des inneren Menschen mitging. Donner behandelte Rina nicht eben schonungsvoll, aber sie sagte sich, daß müsse wohl so sein, und jetzt heiße es, alles Versteckenspielen vor sich und anderen aufgeben. „Ich weiß nicht,“ entgegnete sie ihm, indem sie alle Tapferkeit aufbot, „ich kann es dir nicht sagen. Die ganze Zeit über bin ich mir selbst ungewiß gewesen . . . manchmal war es mir, als könne es gar nicht anders sein, und es sei ein Verbrechen von mir, solche Zweifel überhaupt nur zuzulassen. Dann hat mich wieder das oder jenes bedenklich gemacht, und es ist eine schreckliche Angst über mich gekommen, daß ich doch getäuscht worden sei. Und auf einmal hat er wieder etwas getan oder gesagt, was gar kein anderer hätte tun oder sagen können als jemand, der in unserem früheren Leben daheim ist. Was hätte ich tun sollen? Es war mir manchmal, als müßte ich über all das verrückt werden. Manchmal bin ich schon entschlossen gewesen, ihm auf den Kopf zuzufahren, daß er sich unter einer Maske eingeschlichen hat, und dann habe ich es auf einmal wieder nicht tun können . . .“

„Das war wohl aus dem Grunde,“ sagte Donner ruhig, „weil Rina gesehen hat, wie sehr sie von diesem Justus, ob er nun der rechte war oder nicht, geliebt wird. Jeder hat das ja sehen können, wie gern er dich hat.“

„Ja . . .“ gab Rina zu, „es mag wohl sein, daß er mich liebt.“

„Und vielleicht auch ein wenig aus dem Grunde,“ fuhr Donner immer in der gleichen gelassenen Weise fort, „weil Rina diesen Justus, ob er nun der rechte war oder nicht, geliebt hat.“

Diesmal entzog sich Rina der Antwort, aber ein rascher Seitenblick überzeugte Donner, daß er das Richtige geraten hatte. Das Zucken ihres Gesichtes wurde durch den Schein der Laterne in seiner ganzen schmerzlichen Verstörtheit preisgegeben.

„Dann verstehe ich aber nicht,“ nahm Donner seine Untersuchung wieder auf, „warum du dich dazu hast bestimmen lassen, die Anzeige gegen ihn zu unterzeichnen. Ich kann mir denken, daß dir Knollmeyer arg zugefetzt hat, und der hat ja wahrhaftig auch seinen guten Grund dazu, den Justus aus dem Weg zu räumen. Aber du hättest dich weigern müssen, denn schließlich kann dich kein dritter zwingen, zu sagen, daß du Justus für einen Betrüger hältst.“

So schrecklich es Rina anfangs gewesen war, die geheimsten Tiefen ihrer Seele vor Donner enthüllen zu sollen, jetzt war es beinahe schon eine Wohltat, endlich einmal eine Beichte ablegen zu können. Nein, er war gar nicht so schonungslos, wie sie zuerst gemeint hatte, man konnte wohl nicht zarter und liebevoller die Hand auf all die brennenden Wunden legen. Wie gut, daß sie Donner hier gefunden hatte, es schien ihr jetzt beinahe, als habe sie die Wallfahrt eigens deshalb unternommen, um den alten Freund zu treffen und ihrer Last durch ihn ledig zu werden.

„Ich hätte es auch nicht getan,“ sagte sie, „niemals hätte ich dem Knollmeyer den Gefallen getan, die Anzeige zu unterschreiben, wenn mich nicht ein Zorn gegen Justus gepackt hätte.“

„Und womit hat dich Justus so in Zorn gebracht?“

„Warum hat er mir nicht selbst gesagt, wie es um ihn steht?“ sagte Rina heftig, „warum hat er kein Vertrauen zu mir gehabt? Warum hat er gewartet, bis andere kommen, mit Verdächtigungen, mit Beweisen, daß er ein Betrüger ist? Warum hat er versucht, mich selbst zu betrügen, indem er mir Dinge erzählt hat, die nur ich und — mein Mann wissen können.“

Donner hatte zwei seiner Finger in die Ärmel der Puppe kriechen lassen und mit dem dritten ihren Kopf aufgerichtet. „Warum?“ fragte er zurück, und die Puppe schüttelte dazu den Kopf, „warum? Vielleicht ist er deiner noch nicht sicher genug gewesen und hat Angst gehabt, dich zu verlieren. Und wenn er eure Geheimnisse gewußt hat, so sind dafür nur zwei Erklärungen möglich. Entweder er hat sie von dem ersten Justus erfahren, und dann kannst du dir ja die Antwort drauf geben, was ein Mann wert ist, der einem Fremden solche vertrauliche Dinge erzählt. Oder aber, er hat sie in deiner Seele gelesen, hat sie erraten, weil er dein Leben mit dem seinen so vereinigt hat, daß du keine Geheimnisse vor ihm haben kannst; und dann wirst du dir ja auch sagen, welche Liebe das sein muß, die ein solches Munder zuwege bringt.“

Darauf konnte Rina nichts erwidern. Sie sah ein, daß sie erbärmlich gehandelt hatte. Wenn sie Donner so sprechen hörte, so wurde sie erst dessen ganz inne, welchen Schatz an Liebe sie besessen und verraten hatte. Ah, warum hatte sie sich nicht schon längst diesem Freund eröffnet, in dessen gutigem Verstehen alles so anders, so viel menschlich begreiflicher wurde.

„Ja,“ fuhr Donner fort, „wenn es die Menschen nur lernen wollten, zur rechten Zeit zu schweigen und zur rechten Zeit zu reden. Aber nun ist das Unheil geschehen, und du selbst hast Justus ins Gefängnis gebracht.“

Dadurch wurde Rina vollends zu Boden gedrückt. „Ach und das ist ja nicht einmal alles,“ sagte sie bekümmert, „wenn du nun noch wüßtest . . .“

„Nun, was denn?“

„Ich weiß nicht, wie ich es dir sagen soll.“

„Ich denke, du kannst mir wohl alles sagen.“

Aber es schien Rina doch schwer zu werden, damit herauszurücken, was sie noch auf dem Herzen hatte. Dann aber wandte sie den Kopf zur Seite und sagte ganz zerknirscht: „Das Schlimmste an all dem ist . . ., daß ich nun wieder Mutter werden soll.“

Es war ihr, alles Vertrauens ungeachtet, als müsse sie in den Boden sinken, und in halber Betäubung nur hörte sie, wie vorhin, das leise Zischen entweichenden Dampfes von Donners Lippen.

„Ja, das ist nun freilich arg genug,“ sagte Donner nach längerem Schweigen, „und ich glaube, es ist am besten, wenn wir jetzt den Schani fragen, was zu tun ist.“

Rina schaute erstaunt auf und sah, daß Donner seine Puppe, den Schani, auf das Knie gesetzt hatte und ihren Kopf so hielt, als horche sie ihrem Herrn mit gespannter Aufmerksamkeit zu. Es war erstaunlich, daß Rina auf einmal wirklich den Eindruck hatte, als sei das Ding auf Donners Knie ein belebtes Wesen, aus dessen Mienen das blöde, starre Grinsen der Puppe gewichen war.

„Du darfst nicht glauben,“ sagte Donner, „daß der Schani der dumme Kerl ist, für den ihn das Publikum hält. Er muß sich nur verstellen, weil es die Leute so haben wollen und über ihn lachen möchten. Aber in Wirklichkeit ist er ein Pfiffikus, und wenn ich mich nicht auskenne, dann berate ich mich mit ihm, und es kommt meistens etwas ganz Vernünftiges heraus. Na, Schani, was meinst du also?“

(Fortsetzung folgt.)

Gabriele Reuter.

Zum 70. Geburtstag der Dichterin am 8. Februar 1929.

Von Stephanie Feuchtwanger.

(Nachdruck verboten.)

Eine Mulattin, die Tochter eines bedeutenden englischen Gelehrten und einer farbigen Mutter, eine außergewöhnlich geistreiche Person, die die schwierigsten Papyrusrollen zu entziffern vermochte, stand bald nach der Geburt der kleinen Gabriele Reuter an der Wiege der Neugeborenen, sah das Kind eine Weile mit ihrem rauchgrauen sonderbaren Affengesicht an und rief dann plötzlich aus: „Was hat das Kind für eine ernsthafte Nase — sie sieht aus, als würde sie einmal Bücher schreiben!“ Diese Begebenheit erzählt die Dichterin in ihrem wahrhaftigen, anmutigen und ausschlusreichen selbstbiographischen Buch „Vom Kinde zum Menschen“, diesem Buch, in dem man den wechselvollen Werdegang der abgeklärten, sympathischen Dichterin stufenweise verfolgt. „Diese Prophezeiung ist mir halb als Neckerei, halb ernsthaft oft genug während meiner Kindheit vorgehalten worden, und irgendwie hat sie gewiß dazu beigetragen, daß sich sehr früh das Bewußtsein einer unentrinnbaren Berufung in mir ausbildete.“

Trotz dieser früh empfundenen Berufung ist Gabriele Reuter mehr als dreißig Jahre alt geworden, ehe sie den ersten Roman schrieb, der sie in die Reihe der Schriftstellerinnen von Rang führte, den Frauenroman „Aus guter Familie“. Die ersten dreizehn Lebensjahre führten Gabriele Reuter durch ein tunterbuntestes Dasein, gelebt in der stillen Umfriedung einer kleinen deutschen Residenz, in Dessau, und in dem bunten Wirbel des Orients, in Ägypten, wo der Vater der Dichterin große kaufmännische Unternehmungen betrieb. Sie war 13 Jahre alt, als die Familie endgültig dem Orient Valet sagte und nach Deutschland zurückkehrte. Man war wohlhabend und angesehen und man wurde als die interessantesten Gäste aus fernem Lande von den mitteldeutschen Verwandten liebenswürdig aufgenommen. Man wollte das Leben in Deutschland auf demselben Fuße fortführen, wie man es von Ägypten her gewohnt war. Man wollte — aber das Schicksal legte sein Veto ein: Gabriele Reuters Vater erlag einem türkischen Herzschlag und es war ihm nicht vergönnt gewesen, zuvor seine Geschäfte so zu regeln, daß die Seinen wohlversorgt zurückgeblieben wären. Die Mutter, die allen geldlichen und geschäftlichen Angelegenheiten ratlos gegenüberstand, mußte dem Unheil seinen Lauf lassen; und als schließlich alles abgewickelt war, standen Mutter und Kinder — Gabriele und vier jüngere Brüder — dem Nichts gegenüber. Die Mutter kränkelte und Gabriele mußte den Nöten des Lebens standhalten. Sie veröffentlichte wohl hin und wieder eine kleine Skizze oder Novelle, meist Bilder aus der ehemaligen orientalischen Heimat, sie fand auch liebevolle Anerkennung für diese dichterischen Kleinigkeiten; Geltung bekam ihr Name jedoch erst nach dem Erscheinen des Romans „Aus guter Familie“, der, von S. Fischer herausgebracht, stürmischen Widerhall fand. In diesem Roman schildert Gabriele Reuter das Leben eines landläufigen jungen Mädchens aus guter Familie, wie es dazumal zu verlaufen hatte, ein trauriges Opfer der Konvention, der überkommenen Vorurteile, eines Menschenkinde, das — weil es eben Mädchen geblieben und nie Frau geworden ist — zeitweilig aus geschlossen blieb vom Leben der Zeit, das den Sinn des Daseins nie kennenlernen durfte, das wohl die Sehnsucht fühlt, sich auszuleben, das aber nicht die Kraft hatte, über Athergelbrachtes hinaus dieser Sehnsucht zu folgen. In geistiger Amnichtung endet ein Scheindasein.

Das Erscheinen dieses Romans erweckte ungeahntes Echo in den deutschen Familien, es rüttelte an verblissenen Vorurteilen, es riß fast unübersteigbare Mauern ein, es begeisterte zu Kämpfen, die sich endlich doch zu Erfolgen verdichteten. Gabriele Reuter gehört mit zu den Geistern, die es vermocht haben, die Frauen aus der seelischen und körperlichen Lethargie aufzuwecken, die sie bis vor wenigen Jahrzehnten trostlos umschloß, die es nur ganz seltenen Ausnahmefällen gestattetete, aus dem engumgrenzten Rahmen des Hauses herauszutreten und etwas zu leisten, das der Allgemeinheit zugute kam.

Man liebt es — in Deutschland namentlich — seit je, zu etikettieren und fein säuberlich einzukasteln. Demzufolge erhielt Gabriele Reuter nach Erscheinen dieses ersten Romans das Plakat einer „Frauenrechtlerin“. Eine Plakatierung, die nichts mit der Wirklichkeit zu tun hat. Diese stille, feine, gütige Dichterin ist, wie sie selbst zugibt, nur Betrachterin, nicht Kämpferin. Diese Betrachterin bleibt sie in allen ihren Frauenromanen, in „Ellen von der Weiden“, in „Das Tränenhaus“, in „Vielotte von Redling“, in „Der Amerikaner“, in all diesen reifen, lebenswahren Büchern, die alltägliche Frauenschicksale aufrollen, aus denen so viel stille Resignation spricht und dennoch so viel Mut, sich mit dem Dasein nicht einfach abzufinden, sondern es nach Möglichkeit umzuwandeln.

Das, was Gabriele Reuter in schärfstem Gegensatz stellt zu den privilegierten Frauenrechtlerinnen, das ist ihre Stellung zu Mann und Frau. Die wahren Frauenrechtlerinnen schreiben alles, was böse ist und schwer im Leben der Frau, dem Manne zu und sie versuchen alles dadurch zu kurieren, daß der Mann seinen Standpunkt der Frau gegenüber ändere und seine Tyrannie aufbeuge. Gabriele Reuter versucht, die Frauenfrage anders zu lösen. Sie zeigt — in „Das Tränenhaus“ vornehmlich —

daß die Frau selbst es ist, die ihrer irgendwie benachteiligten Mitschwester jeden Klog zwischen die Füße wirft, die sie brandmarkt und die nicht daran denkt, einer Armen oder Verfeimten oder Verlassenen die rettende Schwesterhand zu reichen. Immer wieder versucht es die Dichterin unermüdet, die Frauen zum Guten zu leiten, sie dem schwärmerischen und verstiegten Verfall zu entreißen und sie auf den Platz zu stellen, auf den sie ihren Fähigkeiten und ihren Möglichkeiten nach gehören.

Immer und immer wieder beschäftigt sich Gabriele Reuter mit diesem Problem, das ihr am meisten am Herzen liegt: mit dem Leben des Mädchens und der Frau. Ihre Novellenbände „Der Lebenskünstler“, „Wunderliche Liebe“, „Sanfte Herzen“, „Frauenseelen“ handeln davon ebenso wie der Roman „Frau Bürgerlin und ihre Söhne“, der zeigt, daß auch die heiligste Mutterliebe verkehrte Wege gehen kann, die erst das harte Leben korrigiert.

„Der Herrgott hat es gut mit mir gemeint.“ Mit diesen Worten fängt Gabriele Reuter das Buch an, das ihre Lebensgeschichte umschließt und das Wort ist Symbol für diese Frau, die Erfüllung ihres reichen Daseins darin findet, mit allen Mitteln zu helfen, aus Enge und Irre hinauszuweisen ins Freie, ihren Mitschwestern die Bahn zu bereiten, die in Sauberkeit führt und in Menschlichkeit.

Der lebende Leichnam.

Das kleine ungarische Dorf Kistiniß im Komitat Jemlen ist seit einigen Tagen in höchster Aufregung. Die Dorfbewohner behaupten fest und fest, daß ein Toter auferstanden und als ein Gespenst aus Fleisch und Blut sich in dem Dörfchen herumgetrieben habe. Kürzlich geschah es, daß Karl Kovacs, ein einst reicher Bauer, der später dann zum Trinker geworden und sein ganzes Vermögen verloren hatte, des Lebens überdrüssig geworden, sich aufhängte. Als seine Frau ins Zimmer trat, fand sie ihn an dem Tragbalken des Zimmers hängen. Man schnitt den Strick durch, der Körper fiel zu Boden, und da man annahm, daß Kovacs bereits tot sei, deckte man die Leiche mit einer Pferdebede zu. Der Strick wurde natürlich mitgenommen, da ja bekanntlich so ein Strick Glück bringt. Der Geistliche nahm von dem Todesfall gebührend Kenntnis, und alle Vorbereitungen zum Begräbnis wurden gemacht. Man wollte eben den Toten abholen, als dieser höchst lebendig auf der Straße erschien. Der erste Mensch, der dem lebenden Leichnam begegnete, war seine Frau. Entsetzt begann sie zu schreien: „Mein Mann ist auferstanden! Ein Gespenst geht in dem Dorfe umher!“ Sie lief so schnell, als sie nur konnte, und alarmierte alle Einwohner. Nun wollten die Dorfbewohner das Gespenst lynchen, da sie annahmen, daß der böse Geist in Form eines Menschen ihr Dorf heimsuchte. Karl Kovacs warf sich jetzt vor seinen Verfolgern auf die Knie und bat flehentlich: „Lasset mich am Leben. Ich bin ja kein Geist, sondern Karl Kovacs. Ihr habt mich von dem Strick abgesehen, ich kam zu mir, und da ich hungrig bin, wollte ich mir jetzt etwas zu essen kaufen.“ Und nachdem er dies gesprochen, fiel er ohnmächtig zu Boden und starb diesmal tatsächlich. Nun jubeln die Bauern, denn sie erklären, daß es nur ihrem energischen Auftreten zu verdanken ist, daß der böse Geist ihr Dorf so schnell verlassen habe.

Buch-Anekdoten.

Oswald Spengler schrieb aus der Misere der Zeit heraus den „Untergang des Abendlandes“. Es leuchtete allen ein. Der Prophet wurde berühmt. Eine Auflage jagte die andere.

Eines Tages kam der Feierteil in das Büro des Verlegers, um als Honorar wieder diverse Tausende in Empfang zu nehmen. Als er Oswald seufzen hörte, sagte der Verleger: „Sie haben's doch gut. Die Auflagen steigen zum Himmel!“

„Das ist es ja eben,“ war die Antwort. „Ich werde in der nächsten Auflage den Titel ändern müssen. Alles ist danach angetan, wieder Hoffnung zu bekommen.“

Ein Herr August Büringer machte sich 1913 die Arbeit, die Druckfehler in der Volksausgabe der gesammelten Schriften Richard Wagners zusammenzustellen. Es waren nicht weniger als 3000. Er gab darüber ein Büchlein heraus, das aber auch nicht frei von Druckfehlern war.

Der italienische Dichter Alexander Guidi (geboren 1850) geriet über einen Druckfehler, den er in der wunderbaren Ausgabe der von ihm nachgedichteten Homilien Clemens XI. entdeckte, in eine ungeheure Aufregung, die zu einer Ohnmacht führte, aus der er nicht wieder erwachte.

Der bekannte Leipziger Mathematiker und Satiriker Kästner lieferte einst für die „Göttingischen Gelehrten-Anzeigen“ eine Bücherbesprechung, die lautete: „Dieses Buch ist auf das schlechteste Papier gedruckt — schade um das schöne Papier!“

Dieselbe Kätner war einst zu einem literarischen Tee eingeladen. Die Frau des Hauses las den Verfammelten das Buch eines Dichters vor, das offenbar durch Nüchternheit wirken wollte und sich dabei, natürlich nur Kennern bemerkbar, gewisse Schriftsteller des Altertums stark zum Vorbild genommen hatte.

Kästner wurde sodann gebeten, über das Werk sein Urteil abzugeben. „Es ist mir zu spiritistisch gehalten“, sagte er zur allgemeinen Verwunderung. „Ja“, fügte er dann hinzu, „jeden Augenblick sind fremde Geister zitiert.“

Der blinde Fabeldichter Pffel wurde öfter von einem sehr langweiligen Herrn besucht, der eintönig und ununterbrochen Dummheiten redete. Da sagte Pffel eines Tages zu ihm: „Aber, mein Herr, aus was für einem schlechten Buch lesen Sie mir denn da vor?“ Dieser Wink blieb nicht ohne Wirkung; der Schwäger kam nicht wieder.

Ein Besucher kam in ein schönes Haus und sagte zu dem Besitzer: „Sie haben da eine hübsche Sammlung Bücher; aber warum schaffen Sie sich keinen Bücherschrank an?“

„Ja“, sagte da der andere, „wenn ich ihn auf dieselbe Weise bekommen könnte wie diese Bücher, warum nicht? Haben Sie vielleicht einen passenden Bücherschrank zu verleihen?“

Korsakoff, einer der Günstlinge Katharinas II., ließ sich einen Buchhändler kommen und befohl, ihm eine Bibliothek zu beschaffen.

Der Buchhändler bat, über die Art der Bücher näheres anzugeben.

„Ach, du Dummkopf“, sagte da Korsakoff, „Bücher genau wie bei der Kaiserin natürlich! Kleine oben, große unten!“

Zu einem Buchhändler kam eine Dame und verlangte etwas Tragisches.

„Wollen Sie die letzten Tage von Pompeji?“

„Von Pompeji? Von dem habe ich noch nie etwas gehört. Wann starb er?“

„Das weiß ich auch nicht genau. Ich glaube, er ist bei irgend-einem Erdbeben umgekommen.“

Märchen Jedermann, das Söhnchen eines Buchhändlers, schrieb über den Elefanten folgenden Satz in sein Aufschreibebuch:

„Der Elefant zeichnet sich vor anderen Tieren ganz besonders durch sein unhandliches Format aus.“

Einer seiner Bekannten erhielt Peter Altenbergs Buch „Nachtsehung“ mit einer eigenhändigen, zwei Seiten langen Widmung.

Er war unvorsichtig genug, es Koda Koda zu zeigen und dabei seiner Freude über das durch die Widmung selten und doppelt wertvoll gewordene Buch beredten Ausdruck zu geben.

Der kundige Koda Koda gab ihm in sachlicher Rede folgenden Dämpfer: „Ein Altenberg-Buch ist nur dann eine Rarität, wenn Peter keine persönliche Widmung hineingeschrieben hat.“

Gedenktage.

Zum 8. Februar.

Halenblut und Poesie. Gabriele Reuter, die feinsinnige Romanschriftstellerin und mutige Kämpferin, begeht am 8. Februar ihren 70. Geburtstag. Ihren größten Erfolg erzielte sie 1895 mit ihrem ersten Roman „Aus guter Familie“. Das Schicksal des Mädchens aus bürgerlichem Hause, das hier gestaltet wurde, hatte typische Bedeutung. Der Leser von heute wird an dieser noch immer fesselnden Schilderung zugleich den ganzen Abstand vom Heute zum Damals ermessen können. Auch in ihren späteren Romanen, „Liselotte von Reeling“, „Das Tränenhaus“ u. a. hat Gabriele Reuter Frauengestalten von hohem Reiz geschaffen, die, erfüllt von starkem Drang nach Freiheit, aus ihrer engen Welt streben.

Unter den jüngeren Büchern der Dichterin ist wohl das schönste, reichste die Geschichte ihrer Jugend, die sie unter dem Titel „Vom Kinde zum Menschen“ 1921 erscheinen ließ. Die Kindheitsjahre verlebte sie in Alexandria, wo sie als Tochter eines Kaufmanns geboren war, und in Dessau. Die späteren Teile des höchst lebendigen Buches führen nach Weimar, Berlin und München, und zahlreiche Persönlichkeiten erscheinen auf der Bühne dieses Lebens: Nietzsche und Ibsen, Heyse und Madan, der für den ersten Roman der Dichterin später den gewiß dem Erfolg dienlichen Titel „Aus guter Familie“ fand. Auch die jüngere Generation tritt, mit Gerhart Hauptmann u. a., in Erscheinung.

Besonders reizvoll aber ist die Darstellung des eigenen Werdens, der literarischen Versuche, Kämpfe und Enttäuschungen. Da ist vieles mit gutem Humor erzählt. Ein Preisanschreiben für die beste christlich-soziale Volkserzählung war der äußere Anlaß zu novellistischen Versuchen. Aber die junge Dichterin hatte im Haushalt der Mutter zu tun, und da gab es denn so turlöse Szenen, wie sie eine sehr hübsch geschildert hat.

Sie sah über einer neuen Novelle, die Erinnerungen aus Afrika mit einer kleinen Liebesgeschichte verbinden sollte. Gerade war ich bei einer sehr garten und sinnigen Stelle, die Ver-

lobung war in naher Aussicht, als mein jüngster Bruder Lola hereingetobt kam und mir zurief, ob ich daran denke, daß der Hase zum Sonntag noch abgezogen und ausgeweidet werden müsse. Der Hase... ja, den hatte ich ganz vergessen! Lola, ein gefälliger kleiner Kerl, erbot sich, als er meinen verzweifeltsten Blick sah, den Hasen an meiner Stelle in Angriff zu nehmen — „Dichte du nur ruhig weiter — ich habe das schon oft gesehen — ich will's schon machen.“ „Bester Junge — ja, willst du? Aber vergiß nicht — bei den Hinterläufen mußt du anfangen.“ — rief ich ihm noch zu und begab mich in selbigen Schaffensrausch wieder an mein Manuskript.

„Nach einer Weile kam der Junge wieder, recht kleinlaut: „Ach Ella — ich weiß nicht — das Fell will nicht herunter!“ „Hast du bei den Hinterläufen angefangen?“

„Ach Donner! Das hab' ich vergessen, ich habe dem Vieh einfach den Kopf abgehakt.“ „Schafstopp!“; mit dieser schweizerischen Viehstopp erlitt ich in die Küche, und wir zerkten uns mit dem Tier herum, bis es endlich seines Felles entledigt war. Ich wurde von der Angst gefoltert, alle schönen poetischen Worte in zwischen zu vergessen, und so rannte ich denn an den Schreibtisch zurück und schrieb mit hasenbluttriefenden Händen meine erste Liebeserklärung.“

Aus aller Welt.

Der Etat von Newyork. Von allen Weltstädten dürfte Newyork den größten Etat haben. Für das vergangene Jahr beliefen sich die Einnahmen auf 1 275 697 000 Dollar, die Ausgaben auf 1 247 785 000 Dollar. Im einzelnen wurden an Hauptposten verausgabt: an Beamtengehältern mehr als 307 Millionen Dollar, für die Polizei annähernd 43 Millionen Dollar, für die Feuerwehr mehr als 20 Millionen Dollar, für Erziehung und Bibliotheken 152½ Millionen Dollar, für das Gesundheitswesen und den Sanitätsdienst mehr als 48 Millionen Dollar, für Pensionen annähernd 19½ Millionen Dollar.

Hebräisch in lateinischer Schrift. Ben Awi, ein Sohn von Eleizer Ben Jahuda (der Mann, der so viel getan hat zur Wiedereinführung der hebräischen Sprache als Umgangssprache in Palästina), hat jetzt in dem von ihm herausgegebenen Wochenblatt „Palestine Weekly“ den Versuch gemacht, Hebräisch in lateinischer Schrift wiedergeben. Jede Nummer bringt eine Blattseite dieser Sprache in lateinischer Schrift. Ben Awi hat auch die Lebensgeschichte seines Vaters in Hebräisch mit lateinischer Schrift herausgegeben. Er macht jetzt besondere Propaganda für seine neue Methode, denn er möchte nicht, daß die Juden den Türken nachgeben. Seiner Meinung nach werden im Laufe der Zeit alle orientalischen Sprachen zur Lateinschrift übergehen.

Riesen-Fastnachtwürste. In vielen deutschen Städten veranstalteten die Handwerker in der Fastenzeit Umzüge, wobei es hoch her ging. Bei diesen waren auch immer die Fleischer beteiligt. Diese stellten gewöhnlich zu dem Umzug eine große Wurst her, die dann beim Umzug mitgeführt wurde. So hatten die Fleischer in Königsberg im Jahre 1583 eine Fastnachtwurst hergestellt, die 596 Ellen lang war und 434 Pfund wog. Im Jahre 1601 war die Fastnachtwurst der Königsberger Fleischer noch größer. Sie maß 1005 Ellen, und hatte ein Gewicht von annähernd 900 (neunhundert) Pfund. Zu Fastnachtwürsten in dieser Größe, die von sämtlichen Angehörigen des Fleischergewerks getragen werden mußten, haben es die Fleischer in anderen Städten meistens nicht gebracht. Nur Nürnberg machte hier einmal eine Ausnahme. Die Fleischer dieser Stadt trugen bei ihrem Fastnachtszug im Jahre 1658 auch eine Riesenwurst. Sie hatte die Länge von 658 Ellen und wog 514 Pfund. Diese Fastnachtwürste wurden dann nach dem Umzug bei einem gemeinschaftlichen Schmaus verzehrt, wozu die Bäcker öfter eingeladen wurden, die dann Brötchen, Brezeln und anderes Gebäck lieferten.



Humor der Woche.

Die kurzsichtige Großmama.

„Du, Hans, du wirst deinem verstorbenen Großvater von Tag zu Tag ähnlicher.“